



Unsere Zeitzeugen berichten

Paul Weidmann

Jahrgang 1931

Am 30. Juli 1943 wurde das Haus, in dem wir wohnten, von den Terrorangriffen zerstört bei der Aktion „Gomorrha“. Zunächst fuhren wir zu unserem Onkel Kurt nach Teupitz, 50 km südlich von Berlin. Dort konnten mein Großvater, meine Großmutter (sie starb 1944), mein Bruder und ich eine Weile bleiben. Meine Mutter musste in Hamburg Unterschlupf finden. Sie war Fernmeldesekretärin und nicht vom Dienst befreit. Ein Freund meiner Mutter

baute im Sommer 1943 für uns einen Keller aus, wir konnten nach Hamburg zurück. Allerdings wurde das im Winter problematisch, weil es überall durchregnete. Wir mussten Slalom laufen um die Wassereimer, die überall in der Kellerwohnung aufgestellt waren. Da über dem Keller die Trümmer des Hauses lagen, war an diesem Zustand auch nichts zu ändern. Als der Aufenthalt in dem Keller gesundheitsschädlich und unerträglich wurde, verschaffte uns die Fürsorgestelle der Oberpostdirektion im Postamt 20, Eppendorfer Landstraße 24 (heute noch unverändert eine Filiale der Deutschen Post AG!), drei Räume, in denen wir bis 1950 wohnten: Mein Großvater, meine Mutter, mein Bruder und ich, zwei alte Tanten und zuletzt auch Onkel Kurt (ein Bruder meiner Mutter), den meine Mutter aus Teupitz nach Hamburg holte und ins Krankenhaus brachte, weil er von den russischen Soldaten schwer misshandelt worden war und lebensgefährlich verletzt wurde.

Kriegsende – endlich ausschlafen, keine Sirenen während der Nacht, die uns in die Luftschuttkeller riefen.

Am 18. Mai 1945 kam Onkel Kurt aus dem Krankenhaus. Das brachte neue Sorgen und Unannehmlichkeiten mit sich. Onkel Kurt hatte ein Herrenbeneden, es gab ständig Spannungen zwischen Vater und Sohn, Onkel Kurt und mir. Obwohl ständige Spannungen das Zusammenleben erschwerten, zumal unser Onkel auch noch den Miterzieher mimte, wurde er uns doch Vorbild. Gern lauschten wir seinen Erzählungen von der großen Welt, Anmerkungen zum Lebensstil, er war es, der uns Skat lehrte, ihm verdanken wir Hinweise auf wertvolle Bücher, über die er sich auch mit uns unterhielt und zum Hamstern nahm er uns auch mit. Erlebnisse eines eigenen Kapitels – die Welt einer Führungsperson bei den Reichselektrowerken in Berlin.

Am 10. Mai war Pastor Ottmer, der mich konfirmierte, bei uns zu Besuch. Dabei wurde viel über meine weitere schulische Ausbildung gesprochen, ohne greifbares Ergebnis. Von der Leiterin des Erholungsheimes in Georgenthal, Edith Buschmann, hatte ich eine Gymnasiums-Empfehlung, aber niemand wusste, wie sie zu realisieren war.

Über einige Seiten meines Tagesbuches habe ich mit großen Buchstaben das Wort „Hunger“ geschrieben. Am Wochenende teilte unsere Mutter mit Hilfe einer Briefwaage jedem seine Portion Butter, Schmierkäse und Marmelade zu. Hätten wir diese wenigen Lebensmittel auf sieben Tage verteilt, hätten wir kaum etwas zu schmecken gehabt. Wir hatten einen kurzen Augenblick Köstlichkeiten und dann wieder Hunger. Das Brot ritzten wir uns ein und so wussten wir Tag für Tag, wie viel Scheiben wir essen durften. Groß war die Versuchung für mich, mir eine Scheibe von dem Stück meines Bruders zu schneiden. Mein Grovater hatte sich aus den Rückständen des Kaffeersatzes eine Suppe gebraut mit schrecklichen Folgen, er bekam an Armen und Händen eitrigen Ausschlag. Ich musste zum Arzt, weil ich als Folge von Ernährungsmängeln Mundfäule bekam. Zum Glück gab es Mittel, die heilten.

Jeden Tag habe ich gewissenhaft aufgeschrieben, was wir aßen. 1946 ernährten wir uns aus der Schulspeisung, die aus Erbsen- oder Milchsuppe bestand. An Gemüse gab es Kohl und Steckrüben. Festtage waren es, wenn es Fleisch gab. Adolf Lau, ein Bekannter der Familie, besorgte uns Pferdefleisch und ganz selten brachte er ein Kaninchen. Auch Goulasch hat es nach meinen Aufzeichnungen einmal gegeben und Karbonaden. Um eine Sonderzuteilung an Räucherwaren (Bücklinge?) standen wir vergeblich an. Unter der Hand verkauften Geschäftsleute an Stammkunden, und zu denen gehörten wir natürlich nicht. Eines Tages hieß es, es gibt Fisch. Eine Riesenschlange vor dem Fischgeschäft. Mein Bruder und ich lösten uns beim Anstehen ab, was von unseren nicht ausgebombten ehemaligen „Volksgenossen“ kritisiert wurde. Als er an der Reihe war, so erzählte mein Bruder, hieß es: „Seid ihr Stammkunden? Wie heißt du?“ Peter sagte unseren Namen und - oh Wunder - er bekam eine ansehnliche Portion Kabeljau. 3 Jahre später wartete ich in einem Hauseingang auf eine Freundin und las an einem Klingelschild „Dr. Weidmann“. Dort also wohnten die echten Stammkunden.

Fortsetzung folgt

Bearbeitet von Ute Mielow-Weidmann